



Der Designer hat nie einen Cent gesehen, dabei findet man „Monobloc“ in jedem Milieu rund um den Globus.

Auf ihm sitzt die ganze Welt

Dok.Fest: Ein origineller Film widmet sich dem Plastikstuhl-Klassiker „Monobloc“

Das der Blick auf die Realität immer auch vom Filmteam mitgeformt wird, bekommt man bei diesem Dokumentarfilm sofort vor Augen geführt. Still und weiß steht er da, „Monobloc“, hinter ihm eine Hauswand, die unten mit einem Strichcode bemalt ist, darüber ein breites Gitternetz bestehend aus Glaswürfeln - ein recht stilvolles Ambiente inmitten einer nüchternen Wohnsiedlung. Hübsches Design und rau Realität schließen sich eben nicht aus.

Wie in einem Western fliegt ein künstlich bewindeter Geist-Ballen an dem Stuhl vorbei,

Regen setzt ein, wobei das Wasser aus einem Schlauch kommt. Und man sieht, wie die Kamera an dem wasserbeperlten Sitzmöbel vorbeifährt: Um schöne, große Bilder geht es eben doch auch im Dokumentarfilm, räumt Hauke Wendler ein, der aus dem Off das Geschehen kommentiert.

Kann man einen tollen Film über einen Plastikstuhl machen?, fragt sich der Regisseur selbst und thematisiert in 90 Minuten auch das Ach und Weh des dokumentarischen Filmmachens: Finanzierungsprobleme, Ideenstaus, der stete Umgang mit dem Ungewissen.

Insgesamt acht Jahre haben Wendler und sein Team an diesem Projekt gearbeitet. Das Resultat ist zwar kein Epos, aber doch eine eingehende Studie über ein Objekt, das nur selten

Aufmerksamkeit bekommt, obwohl es doch weltweit besessen wird. Auf eine Recherchereise machen sich Wendler und sein Team, die Filmmusik von Taco van Hettinga reist mit und variiert ein prägnantes Hauptthema passend zur Location mit neuen instrumentalen Farben.

Auf der Suche nach dem Ursprung geht es nach Italien, wo drei Brüder der Familie Proserpio seit Mitte der 60er den Monobloc in ihrer Fabrik herstellen. Die Kamera darf der Ästhetik industrieller Produktion verfallen. Verflüssigtes Polypropylen wird in eine Form gegossen, in 50 bis 55 Sekunden entsteht ein Plastikstuhl aus einem Guss. Da-

her: Monobloc. Den Proserpio-Clan rückt Wendler teils sitzend ins Bild. Ihren Wohlstand haben sie den Stühlen zu verdanken - und dem Umstand, dass der eigentliche Erfinder, der Franzose Henry Massonnet, seine Design-Idee nicht patentieren ließ. Hätte er mal tun sollen, meint ein Proserpio-Bruder.

Der Monobloc findet sich in allen sozialen Schichten, ist billig zu haben und gleichzeitig ein Designermöbel, das im Vitra Design Museum in Weil am Rhein eine eigene Schau bekommt. Wie soll man dieses Ding, das sich global so breit macht wie McDonald's, bewerten? Wendler macht eine Umfrage inmit-

ten einer deutschen Stadt. „Preiswert, praktisch, stapelbar“, fasst ein Mann die Qualitäten zusammen: „Aber sie sind scheußlich.“

Zwei Damen fragen sich, wieso ein solches Plastik-Produkt überhaupt noch hergestellt wird. Und doch, wenn das Filmteam nach Uganda reist, um dort eine Frau zu besuchen, deren Beine seit fünf Jahren gelähmt sind, erweist sich der Monobloc unverhofft als Segen. Denn während sie und andere Gehandicapte sich keinen Rollstuhl leisten können, so ist ein mit etwas Gestänge ergänzter Plastikstuhl auf Rädern ein ganz guter Ersatz. Don Schoendorfer, der sich diese Spezialkonstruktion ausgedacht hat, sitzt derweil in einem Örtchen nahe der Küste Kaliforniens und bekommt bei seinen Erin-

nerungen an Menschen, die er mit seiner Erfindung beglücken konnte, feuchte Augen.

So ist der Monobloc durchaus ein mit Emotionen besetztes Ding, für alle erschwinglich, ein völlig unprätentiöses, demokratisches Objekt der Sitzbegierde. Dabei kann er, wie sich in Brasilien zeigt, gewinnbringend recycelt werden. Und ist doch aus Plastik. Hauke Wendler gibt diesem ewigen Statisten eine vielfältige Hauptrolle. Nach diesem Film wird man sich nicht mehr einfach auf einen Monobloc setzen. Man wird ihn mit dem Ge- säß wertschätzen.

Michael Stadler

Alle Dok.Fest-Filmtickets zum Streamen (6 oder mit Kinosoli 7 Euro) unter www.dokfest-muenchen.de



Fluch und Segen eines Namens

Dok.Fest: Der Enkel des berühmten Regisseurs hat „The Rossellinis“ porträtiert

Als Roberto Rossellini im Juni 1977 starb, trauerte nicht nur Italien um einen seiner bedeutendsten Filmemacher, sondern die Welt. „The Rossellinis“ beginnt mit Archivaufnahmen des Trauerzugs und den dem Sarg folgenden prominenten Familienmitgliedern, dann den Menschenmassen am Straßenrand, die dem Genie die letzte Ehre erweisen. Im Off ertönt die Stimme von Regisseur Alessandro Rossellini, der leicht ironisch darauf aufmerksam macht, dass er der 13-jährige farbige Junge unter den Trauernden ist, der „wie zehn aussieht, trotz der Ray-

ban“ auf der Nase und schon damit eine ironische Distanz zum Geschehen schafft.

Nach diesem Tag war nichts mehr, wie es war, so der Enkel, der mit 54 Jahren seinen ersten Film dreht: einen Dokumentarfilm darüber, was es heißt „ein Rossellini“ zu sein, also einen Großvater, Vater oder Onkel zu haben, der nicht nur Meisterwerke des italienischen Neorealismus hinterließ, sondern auch jede Menge familiärer Konflikte. Ein Mann, der das Kino für immer veränderte und privat „allergisch gegen lange dauernde Beziehungen“ war.

Aus der ersten Ehe mit Marchella de Marchis entstammt Alessandro Vater Renzo, aus der 1949 skandalträchtigen Verbindung mit Hollywoodstar Ingrid Bergman (beide waren zu Beginn der Liaison noch ver-

heiratet) gingen Roberto und die Zwillinge Isabella und Isotta Ingrid hervor. Das Paar drehte sieben Filme zusammen. Die Ehe wurde geschieden, nachdem Rossellini mit der 24 Jahre jüngeren Inderin Sonali Das Gupta eine Beziehung einging, die schwangere Frau seines Freundes. Er adoptierte das Kind und setzte noch eine Tochter in die Welt. Das hört sich nicht nur kompliziert an.

Der berühmte Name symbolisiert nicht nur Erfolg und Glamour, sondern auch Druck und Erwartungshaltung, Unsicherheit und Streben nach Perfektion. Alessandro, der in der Drogensucht einen Ausweg suchte und lange brauchte, sich davon zu befreien, nutzt seine Regiearbeit auch als Therapiemittel. Er rechnet mit der Familie ab und setzt

sich auf die Spur dessen, was er als eine „Krankheit namens Rossellini“ bezeichnet und besucht die über die Kontinente verstreuten Nachkommen, wirft mit ihnen einen intimen Blick auf Vergangenheit und Gegenwart, auf verdrängte und gelebte Gefühle.

Der berühmte Patriarch und Tyrann kommt bei den persönlichen Einschätzungen nicht immer gut weg. So richtig in die Tiefe geht Alessandro aber nicht, er lässt die Einzelnen reden, sammelt die „Symptome“ und findet eine eigene Balance. Und kriegt sein Fett ab, wenn seine Tante, Schauspielerin und Ex-Model Isabella Rossellini, ihm den Kopf wäscht, weil sie sich von ihm - wie auch von anderen Angehörigen - finanziell ausgenutzt fühlt. Am Ende kommen alle zusammen mit

und ohne Nachwuchs und feiern gemeinsam, ja was? Versöhnung und Familie! Angereichert mit sehr viel Filmmaterial auch von Ingrid Bergman, Fotos aus Kinderzeiten und Interviews mit Roberto Rossellini, der nie ein Blatt vor den Mund nahm und mit seinen Moralvorstellungen das prude Italien der 50er Jahre scho-

ckerte, entsteht ein fesselndes und widersprüchliches Porträt. Nostalgische Kinofans (und nicht nur die) können jubeln bei Ausschnitten aus Filmen wie „Europa 51“ oder dem konigenialen Werk von 1945 „Rom, offene Stadt“. **Margret Köhler**

Für diesen Film ist die Zahl der Tickets auf 500 limitiert



Filmische Begleitung von Unbegleiteten: Mohammed (14) auf seinem Fußmarsch von Syrien in Richtung Niederlande.

Alle Fotos: Dok.Fest

Erstaunlich optimistisch

Dok.Fest: In „Shadow Game“ kommen unbegleitete jugendliche Flüchtlinge zu Wort

Über Felsklippen klettern, in Flüsse springen und dunkle Wälder, in denen leider auch Minen vergraben sind, durchqueren: ein Wagnis, besonders wenn es an Ortskenntnis oder der richtigen Ausrüstung fehlt. Die Protagonisten dieser lebensgefährlichen Abenteuer sind jedoch keine Helden eines neuen Jump'n'Run-Computerspiels, sondern unbegleitete Flüchtlinge. Vor der Kamera sprechen die „Spieler“ - zu meist aus Kriegsgebieten wie Syrien oder Afghanistan stammende Jungs - dennoch immer wieder von einem „Game“, das

sie unbedingt gewinnen wollen - und von einem anderen Level, sprich Europa, das sie erreichen wollen.

Dabei ist es genau dieser mal unbedarfte, mal kämpferische Tonfall und damit verbunden ein bewusster Perspektivwechsel, der Eefje Blankevoorts und Els van Driels Film so sehenswert macht. Denn endlich sind es einmal nicht Politiker, Funktionäre oder Leiter von Flüchtlingsheimen, die in „Shadow Game“ über ein mittlerweile fast mit einem Achselzucken hingenommenes Reizthema sprechen.

Endlich bekommt ein Teil der in Europa Gestrandeten minderjährigen Flüchtlinge auch mal ein Gesicht. Mit dem 16-jährigen Durrab steigt die an einen Actionthriller erin-

nernde Dokumentation ein. Hochkonzentriert beobachtet der Pakistani vom Gebüsch aus die schwer bewachte Grenze zwischen Ungarn und Serbien. Verbunden mit der Hoffnung, dass sich vielleicht doch mal eine Lücke auftut und ihm eine Chance zur Flucht ermöglicht.

Brillenträger Mohammed scheint mit erst 14 Jahren bereits alles auf seinem Fußmarsch von Syrien in Richtung Niederlande erlebt zu haben. Darunter in der Nähe von Zagreb auch Polizeigewalt, nach seiner erneuten Verhaftung. Diese ständigen Festnahmen, dieses zermürbende Gefühl, immer wieder auf Los zu springen, eint die sonst durchaus fröhlichen jungen Männer. Die Zeit des Innehaltens, des Wartens und besonders die

enttäuschten Telefonate in die Heimat hinterlassen Spuren - auch beim Zuschauer. Die Nähe zu den Kindern wird nicht durch manipulative Betroffenheits-Kommentare erzeugt, sondern durch eine niemals wertende, dennoch humanistische filmische Herangehensweise. Auch bekommen die Flüchtlinge immer wieder die Möglichkeit von ihren Hoffnungen und Ängsten in eigenen Handyvideos zu erzählen: ein starkes, Nähe erzeugendes Mittel, das über den erstaunlich optimistischen Film hinausweist. Denn auf der Website shadowgame.eu können Mohammed & Co. ihr Spiel des Lebens weitererzählen vom langsamem Erwachsenwerden unter widrigen Umständen.

Florian Koch